

# Aus schweizerischer Dichtung : drei Jahre in Südamerika

Autor(en): **Haller-Bion, F.**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Berner Rundschau : Halbmonatsschrift für Dichtung, Theater, Musik und bildende Kunst in der Schweiz**

Band (Jahr): **3 (1908-1909)**

Heft 17

PDF erstellt am: **27.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-748023>

## **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

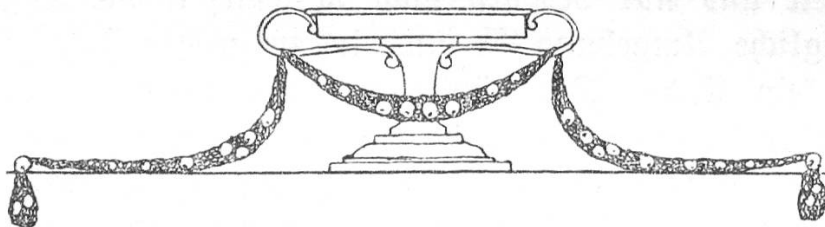
## **Haftungsausschluss**

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Meinung sein. Denn es sind oft nur Nuancen, die über das Prädikat geschmackvoll oder geschmacklos entscheiden, und da ist das individuelle Empfinden natürlich von größter Bedeutung.

„Absolute, zwingende Geltung — wie in ethischen Fragen — gibt es in ästhetischen Dingen, also auch im Kunstgewerbe nicht“, steht im Katalog zu dieser Ausstellung zu lesen. Der Satz zeigt den freien Geist, in dem das Material zusammengetragen wurde. Und er zeigt auch, daß hier noch nichts von jener Gefahr zu befürchten ist, die in einem solchen Vorgehen liegt. Nirgends ist der Autoritätsglauben so groß und die Überzeugungsverleugnung so eifertig wie in künstlerischen Fragen. Wenn durch Ausstellungen eine kunstgewerbliche Richtung als geschmacklos Jahre hindurch verdammt wird, so ist ihr damit die Möglichkeit sich durchzusetzen fast vollständig genommen. In einem tastenden, ungeschickten Versuch liegt aber oft (nur dem schärfsten Auge sichtbar) künftige Größe. Daß diese künftige Größe von den Leuten hinter dem grünen Tisch nie übersehen werde, ist wohl ein frommer Wunsch, doch keine Gewißheit. Dem Publikum, das notgedrungen bei mangelnder eigener Bildung den Sachverständigen glauben muß, wird eine Meinung aufoktroiiert, die vielleicht völlig falsch ist und die fast durch keinen Umstand paralyßiert werden kann.

Gleichwohl — diese Ausstellungen des „Geschmacklosen“ sind zu begrüßen. Denn sie öffnen die Augen, lehren sehen.



## Aus Schweizerischer Dichtung.



### Drei Jahre in Südamerika\*.

Von F. Haller-Bion.



#### Vorbemerkung.

**D**en Verfasser dieses interessanten Buches hat in jungen Jahren die Abenteuerlust aus guten Verhältnissen heraus nach Südamerika getrieben. Unter den mannigfachen Entbehrungen und Schicksalen mußte er sich dort als Brückenbauarbeiter, Tagelöhner, Schriftsetzer und zuletzt als Gaucho durchschlagen. Er lernte nur zu bald erkennen,

\* Kommissionsverlag von A. Franke, Bern.

daß die Romantik des Lebens jenseits des Ozeans zum größten Teil nur in jugendlichen Köpfen spukt, und die Wirklichkeit bedeutend weniger farbig aussieht, als sich's die durch unreife und verlogene Lektüre überhitzte Phantasie vorstellt. Nach Bern zurückgekehrt, wo er nun seit zwanzig Jahren als ruhiger und angesehener Bürger lebt, legte dann der Verfasser seine Erinnerungen in diesem Buche nieder.

Fritz Haller ist kein ausgesprochener Mann der Feder, er gehört nicht zur Kunst der Berufsschriftsteller. Aber wohl gerade dadurch haben seine Schilderungen in ihrer ungezierten und ungekünstelten Natürlichkeit eine Anschaulichkeit und Frische erhalten, die namentlich dem einen großen Genuß bereiten, der tagtäglich in der Überfeinerung des „Ästhetischen“ zu leben gezwungen ist. Solche Schilderungen wirken nach allen parfümierten und gezuckerten Getränken wie ein Trunk frischen Quellwassers, weil das Leben wie es ist, ohne allen poetischen Aufputz und künstliche Verbrämung zu uns spricht.

Das Kapitel, das wir im nachstehenden abdrucken, mußten wir raumeshalber etwas kürzen. F. D. Sch.

\* \* \*

### In den Pampas der Provinz Buenos Aires.

Die Estancia meines neuen Meisters war im Süden der Provinz Buenos Aires, in der Nähe der an der Südbahn gelegenen Station San Pedro.

So rasch als möglich packte ich meine Sachen zusammen und bestieg dann zum erstenmal in Argentinien eine richtige Eisenbahn, die mich etwas langsam, aber dafür mit ganzen Knochen in die Nähe meines Bestimmungsortes brachte.

Gegen sechs Uhr abends erreichte unser Zug San Pedro, wo man mich seit drei Uhr erwartet hatte.

Mein Patron hatte mir zwei junge Loggenburger, die ebenfalls bei ihm arbeiteten, mit einem Pferd für mich entgegengeschickt. Da aber nach sechs Uhr die Nacht rasch hereinbricht und wir bis zur Estancia noch etwa vier Leguas zu reiten hatten, machten wir uns auf der Station einen vergnügten Abend, schlossen gleich Freundschaft und brachen erst bei Tagesanbruch nach der neuen Heimat auf.

Da im Camp meistens ohne Bügel geritten wird, genierte mich mein Fuß wenig, und was ich empfand, als ich nach sieben Monaten zum erstenmal wieder einen Gaul zwischen den Schenkeln hatte und in die freie Pampa hinausjagte, kann ich unmöglich beschreiben. Vergessen war der düstere Sekstasten mit seinen langweiligen Buchstaben und ver-

geessen auch die Zeiten des Elends und der Not in Buenos Aires mit seinem ruhelosen Treiben und den Sorgen für den folgenden Tag.

Herzlich wurde ich auf der Estancia empfangen, wie ein Besuch, und nicht wie ein gewöhnlicher Arbeiter; bei einem guten Glas Wein mußte ich meine Erlebnisse erzählen, und am Ende des ersten Tages fühlte ich mich dort schon vollständig zu Hause.

Unsere Estancia, nach den vielen kleinen Kürbissen, die in der Umgebung wild im Camp wachsen, Campo Zapallar genannt, war eine der kleineren der Gegend. Sie war vielleicht früher nur die Hütte eines Schäfers gewesen, dessen Puesto<sup>1</sup> zu einer großen Schafzuchterei gehörte. Mit der Zeit aber verschwinden die ausgedehnten Besitztümer. Was vor vielleicht 50 Jahren ein vornehmer Argentinier für die der damaligen Regierung geleisteten Dienste erhielt oder sich einfach wegnahm, verteilte sich auf einige Söhne; diese wieder, wie viele vornehme „hijos del pais“<sup>2</sup> schlechte Schaffer und große Verbraucher, sahen sich bald veranlaßt, einzelne Teile ihres immer noch ausgedehnten Besitztums an strebsame Einwanderer zu verkaufen, und so entstanden mit der Zeit kleinere, selbständige Estancias, zu denen auch die unsrige gehörte.

Herr G. hatte sie vor zirka zehn Jahren gekauft. Die beste Schäferhütte richtete er sich als Wohnhaus her, baute daneben noch zwei Ranchos, von denen der kleinere als Küche, der größere zur Aufbewahrung der Felle und als Schlafstätte der Peone diente; er schaffte sich so ein kleines Heimwesen, das zwar mit keiner größern Estancia an Eleganz und Komfort rivalisieren konnte, aber doch dem ohne Mittel ins Land gekommenen Mann ein freundliches eigenes Heim bot.

Dazu gehörten zirka vier Quadrat-Leguas Weideland, dort Camp genannt, auf dem seine 8000—10,000 Schafe, zirka 600 Ochsen und 300 Pferde weideten.

Da so viel Vieh nicht von einem Ort aus überwacht werden kann, hält sich der Estanciero verschiedene Schäfer (Puesteros), die gegen einen monatlichen Lohn von 20—25 Nacionales eine Abteilung Vieh zur Bewachung und Besorgung übernehmen, im Camp verstreut ihre eigenen Ranchos haben und dort mit ihren Familien leben.

Neben dem Herrenhaus war ein Gemüse- und ein kleiner Obstgarten angelegt. Dicht dabei lag der etwa 2000 Schafe fassende Corral<sup>3</sup>, und um das Ganze zog sich eine dichte Hecke von hohem Weiden-

<sup>1</sup> Puesto nennt man die Hütte eines Unterschäfers, der Schäfer wird Puestero genannt.

<sup>2</sup> „Hijos del pais“, auf deutsch „Söhne des Landes“, nennen sich mit Vorliebe die im Lande Geborenen und Vollblut-Argentinier. Der Gegensatz davon ist der verachtete „Cringo“ oder „Grüne“.

<sup>3</sup> Corral heißt ein stark eingezäunter Platz in der Nähe der Schäferhütten.

Akaziengebüsch, aus welchem hie und da der gerade, mit dichtem Laub bewachsene Stamm eines Eufalyptos in die Luft ragte.

Dies also unsere kleine Estancia, von deren Ertrag, bei nur einigermaßen ordentlicher Verwaltung, der Besitzer in Europa ein ganz anständiges Leben hätte führen können. Herr G. hatte auch im Sinn, sich so bald als möglich vom Geschäft zurückzuziehen, um in Europa nach zwanzigjähriger Abwesenheit sein Leben zu genießen; er suchte nur noch einen soliden Pächter. Leider sollte dieser Wunsch nicht in Erfüllung gehen, denn er sah die geliebte Heimat nicht wieder.

Im Campo Zapallar traf ich gemütliche Gesellschaft. Neben mir als Peone arbeiteten die beiden Loggenburger, die mich abgeholt hatten; als Schäfer amtierte ein fiderer, verheirateter Jurassier, und der fünfte im Bunde war ein richtiger Gaucho, namens Ochoa, ein gutmütiger Bursche von zirka 40 Jahren, der als „hijo del pais“ uns andere verachtete und deshalb möglichst viel von uns geneckt wurde. Die Krone der ganzen Kompanie war aber eine noch ziemlich gut erhaltene Münchenerin, die ihrer Stellung als Haushälterin in jeder Beziehung gewachsen war.

Da mein Fuß noch ziemlich böse aussah, wurde ich für die erste Zeit von der Arbeit im Camp dispensiert und zum Leibkoch ernannt. Um diesen Posten richtig versehen zu können, mußte ich aber erst schlachten lernen. Glücklicherweise hatte ich geduldige Lehrmeister, und nachdem einmal die erste Scheu überwunden war, die wohl jeder beim ersten Abstechen eines Stückes Vieh hat, machte sich die Sache ganz gut.

Ein zweites Kunststück, das man nur durch längere Übung lernt, ist das Feueranmachen. Wo keine Wälder sind, gibt es kein Brennholz, und man sieht sich deshalb genötigt, in den Pampas mit Schafmist zu feuern. Durch regelmäßiges Einsperren einer Anzahl Schafe während der Nacht bildet sich in dem beim Hause gelegenen Corral eine 1—2 Meter hohe Misttschicht. Diese wird im Sommer zum Teil abgegraben, d. h. man schneidet den verhältnismäßig weichen, von den Schafen fest zusammengetretenen Mist mit Stechschaufeln ab, wie z. B. bei uns den Torf, läßt diese Stücke über Sommer austrocknen, bewahrt sie an einem trockenen Orte auf und hat so Feuerungsmaterial für das ganze Jahr. Dieser Mist brennt sehr gut, wenn er kunstgerecht hingelegt und erst einmal zum Anglühen gebracht ist. Im Anfang gibt ein solches Feuer ein wenig Rauch; er ist jedoch nicht gerade unangenehm, hält die Moskitos fern, die auch in den Pampas die Menschen fortwährend belästigen, und greift, was die Hauptsache ist, die Augen nicht an, welchen Nachteil der Rauch vieler Holzarten im Chaco hat.

Morgens schlachtete ich einen Hammel, dann kochte ich den Kaffee für die Herrschaft und den Maté für uns Arbeiter. Mittags begnügte

man sich mit einem Assado, und erst abends, zur Hauptmahlzeit, mußte ich meine ganze Kunst aufbieten, um die hungrigen Magen zufriedenzustellen.

Selbstverständlich war ich morgens der erste und abends der letzte, dafür aber konnte ich über Tag viel herumsitzen, Mais abkörnen oder für mich und die andern Kleider flicken und dabei mein Bein recht schonen. Für fremde Schneiderarbeit, bei der nicht die Schönheit, sondern die Solidität die Hauptsache war, wurde ich mit Tabak oder kleinen Hilfeleistungen in der Küche wieder bezahlt.

Mein Nachtlager hatte ich mit den andern in einem der Ranchos. Von einem Bett ist im Camp natürlich keine Rede, diesen Luxus kann sich höchstens der Herr erlauben. Mit ein paar Schaffellen macht man sich dort auf dem Erdboden eine famose Ruhestätte, und wer einmal an dieses Schlafen auf der harten Erde gewöhnt ist, braucht einige Zeit, bis er in einem unserer Betten sich wieder wohl fühlt.

In kurzer Zeit ging es mit meinem Fuße besser; ich konnte neben der Küche den Garten und die Obstbäume besorgen, erhielt auch die Aufsicht über die Felle, die von Zeit zu Zeit wegen des Ungeziefers mit einer Arseniklösung bestrichen werden müssen, und freute mich schon auf die Zeit, wo ich, wie die andern, morgens meinen Gaul satteln und zu den Herden hinausreiten konnte.

Da wir uns auf einer Schweizer Estancia befanden, hatten wir meistens Sonntags ganz frei; nur einer blieb zu Hause, um die notwendigsten Arbeiten zu besorgen. Am Morgen trieb man nach dem Frühstück eine Anzahl Pferde in den Corral, jeder suchte sich eines heraus, dann wurde gesattelt, ein wenig Geld verlangt, und bis abends sah man uns gewöhnlich im Campo Zapallar nicht wieder.

Die meisten Sonntage wurden der Jagd gewidmet. Da waren besonders eine Art Rebhühner, die alle Augenblicke vor dem Pferd auffliegen und einfach mit der Revencia zu Boden geschlagen werden. Ferner die Biscachas, ein dachsähnliches Tier, das vielen Schaden im Camp anrichtet und für dessen Fell fast jeder Estanciero ein Schutzgeld bezahlt.

Das beste aber ist die Wasserjagd, denn Tausende und Abertausende von Enten bedecken die Gewässer der Pampa, und an den Ufern der kleinen Flüsse und Lagunen kommen alle erdenklichen andern Wasservögel, wie Wassertruthühner, Löffelreihher, Flamingos &c. vor.

Einmal entdeckten wir auch Spuren von Wildschweinen, die sofort aufgesucht und gejagt wurden. Es gelang auch meinem Kameraden, einen mächtigen Eber vom Pferde herunter anzuschießen. Da aber der Bursche auf seinen drei gesunden Beinen entweichen wollte, schnallten wir unsere Lassos ab und hatten ihn auch kurze Zeit darauf in dop-

pelter Schlinge gefangen. Trotz allen Sträubens schleppten wir ihn mit unseren zwei Pferden nach der Estancia, sperrten ihn dort über Nacht in den Pferdeforra, und am Morgen wurde er geschlachtet. Das Tier wog ausgeweidet an die fünf Zentner, sein Fleisch legte man ins Salz und so war auf lange für ein gutes „3' Müni“ und „3' Vieri“ gesorgt.

So verbrachten wir unsere Sonntage. Bei schlechtem Wetter ritten wir auch, in unsere dicken Ponchos gehüllt, nach San Pedro, setzten uns dort für den Nachmittag fest und vertrieben die Zeit mit Billard- oder Kartenspiel oder aber man besuchte einen der Puesteros, gewöhnlich denjenigen, bei welchem man etwas Trinkbares vermutete.

Ich hatte schon einige Zeit die Rüchengeschäfte an den Nagel gehängt, sie der Münchnerin überlassend, und ritt mit den andern den ganzen Tag im Camp herum. Mein Fuß war wieder besser, und ich konnte alle die Strapazen, die das Leben eines Viehhirten mit sich bringt, gut ertragen.

Bei gutem Wetter brauchen die Herden fast keine Aufsicht; in dieser Zeit wird der Camp visitiert, verendeten Tieren das Fell abgezogen und einige Tage später, nachdem die Geier ihre Arbeit besorgt, die Gerippe gesammelt, in eine Grube geworfen oder verbrannt. Man hat Einzäunungen zu flicken, Pferde oder Ochsen die Marke des Besitzers frisch aufzubrennen oder Corrales zu reparieren.

Die größte Arbeit aber, die bei schönem Wetter besorgt werden muß, bildet das sogenannte „Kurieren“ der Schafe. Die einzige Krankheit, die bei den Schafen im Camp in normalen Zeiten vorkommt, ist die Räude. An der räumigen Stelle fällt die Wolle aus, und wenn dem Umsichgreifen des Geschwürs nicht Einhalt getan wird, würde das Tier schließlich nackt herumlaufen.

Man muß deshalb alle Monat einmal die sämtlichen Schafe untersuchen, treibt sie zu dem Zweck in kleineren Abteilungen in die Corrales, packt eins nach dem andern an einem hintern Bein und wirft es zu Boden. Nun wird das Tier genau revidiert, an blöden Stellen die Wolle ausgerissen, die räumige Haut mit einem kleinen eisernen Kraker blutig gerieben und die Wunde dann mit einer Mischung von Tabaksaft und heißem Wasser gehörig begossen. Dieses Mittel zerstört die Pilze, und wer diese Arbeit regelmäßig an seiner Herde vornimmt, kann mit verhältnismäßig geringer Mühe seine Tiere ganz sauber halten.

Alle diese Arbeiten werden gleichsam spielend besorgt, und erst bei schlechtem, stürmischem Wetter beginnt die rauhe, ungemütliche Seite des Hirtenlebens.

Bei den fürchterlichen Gewittern, die sich über der Pampa entladen, drängt sich das Vieh zusammen, die Schafe laufen nach irgend einer Richtung hin; bei einer Lagune oder einem Fluß angekommen,

fehrt die Gesellschaft nicht etwa um, sondern die hintern treiben beständig vorwärts und drücken die vordern ins Wasser, auf welche Weise schon Tausende ums Leben kamen. Pferde und Ochsen roten sich ebenfalls zusammen; schlägt nun irgendwo der Blitz in eine der Gruppen, so rast die ganze Menge davon und erdrückt und zerstampft auf der Flucht junge Tiere und eine Masse von Schafen, die in solchen Augenblicken immer da sind, wo sie nicht sein sollten.

Da nun findet der Hirte Arbeit. Fest sitzt er im Sattel, die schwere Peitsche umgekehrt in der Faust, einen Teil des Riemens um das Handgelenk geschlungen. Zwei bis drei übernehmen die Schafe und suchen sie an ungefährliche Stellen zu treiben; die andern verteilen sich auf das Großvieh, und wo es sich zusammenrottet, sprengt der Hirt in den dichtesten Haufen hinein, links und rechts mit dem Peitschenstiel auf die Köpfe einhauend, die langen Sporen möglichst nach außen gefehrt, um die eigenen, mit Fellen oder Paktuch dick umwickelten Schenkel vor der Berührung mit den langen Hörnern zu schützen.

In solchen Zeiten kennt man keine Ruhe; nur zu oft hat man Tag und Nacht zu arbeiten und eilt nur von Zeit zu Zeit rasch zur Estancia, um Pferde zu wechseln oder einen Schluck Tee zu trinken; dann geht's wieder hinaus in den Camp, wo Regen und Sturm ganz entsetzlich haufen.

Das sind die Schattseiten des Gaucholebens, und wer da ganz und unverwundet nach Hause kommt, kann froh sein. Gewöhnlich hat aber jeder da und dort eine Schramme von einem Horn oder sonst eine Quetschung zu pflegen. Dazu hat man auch genug Zeit, denn nach diesen Stürmen scheint wieder wochenlang die Sonne, und jeder vernünftige Patron gönnt den abgehetzten Leuten einige Tage der Ruhe.

Anfangs Dezember begab sich mein Herr nach Buenos Aires, um einige Geschäfte zu ordnen; nach vier Tagen kehrte er krank zurück. Er hatte sich stark erkältet, und da die Sache immer schlimmer wurde, legte er sich endlich auf unser aller Bitten ins Bett.

In der Regel hat jeder Estanciero eine kleine Apotheke im Hause, und auch wir gebrauchten erst einige Hausmittel, um unserm Meister womöglich auf die Füße zu helfen. Da aber alles nicht helfen wollte, beschlossen wir, einen Arzt herbeizuholen, was aber im Camp keine so einfache Sache ist wie in einer Stadt.

Der nächste Doktor wohnte in dem zirka neun Leguas südlicher gelegenen Campstädtchen Las Flores, ein zweiter in Altamirano, einem Städtchen nördlich an der Südbahn. Da man diese Herren aber nicht immer zu Hause trifft, schickten wir zu beiden, um so mehr, da man in solchen Momenten nicht an die Auslagen denken darf.

Alex, der ältere St. Galler, und ich sattelten noch abends 9 Uhr



unsere Pferde, ich den besten Renner, der gerade zu erwischen war. Bis San Pedro hatten wir den gleichen Weg; dort ritt ich nach Süden weiter, Alex benutzte den um Mitternacht vorbeifahrenden Zug nach Mtamirano.

Um halb 1 Uhr langte ich in dem stockdunkeln Las Flores an; ich hatte also die neun Leguas in 3<sup>1/2</sup> Stunden zurückgelegt, auch für Argentinien eine ziemlich gute Leistung.

Nach langem Suchen, Boltern und Schimpfen öffnete man mir endlich in einer Fonda. Dort gab ich mein Pferd ab, ließ ihm ausnahmsweise einige Maiskolben vorwerfen und begab mich dann, vom sogenannten Portier geführt, nach der Wohnung des Arztes.

Nach abermaliger längerer Unterhandlung gelang es mir endlich, bis in dessen Schlafzimmer vorzudringen, wo ich selbst Licht anzündete und dem Herrn Doktor mein Anliegen kurz vorbrachte. An Nachtbesuche sind die Herren gewöhnt; gewöhnlich aber wird man wieder weggeschickt und auf den Morgen vertröstet. Bis dahin hat natürlich der edle Don den Namen und Wohnort des Patienten schon lange vergessen.

Bei mir kam er aber gerade an den Rechten, und da ich überdies wußte, daß auch in Argentinien ein Arzt kommen muß, wenn er gerufen wird, ließ ich ihm nicht eher Ruhe, als bis er sich erhoben, mit der Toilette begonnen und seinem Knecht Befehl zum Einspannen gegeben hatte. Daß ich ihn bei Nacht und Nebel neun Leguas weit fortführen wollte, sagte ich ihm nicht, denn mit der Wahrheit hätte ich den Mann wohl nicht aus den Federn gebracht, und einmal im Camp, mußte er auch mit, wohin ich wollte.

Gegen drei Uhr war alles fertig, sein leichter Wagen mit fünf Pferden bespannt, und ich konnte mit ihm den Rückweg antreten. Sein Knecht ritt das Borpferd, und diesem teilte ich nun auch sofort mit, daß wir neun Leguas zu fahren hätten, versprach ihm aber ein schönes Trinkgeld, wenn er gut zufahren und etwaige Befehle seines Herrn zum Anhalten überhören würde. Für Geld tun die Leute alles, und wir kamen zu meiner großen Zufriedenheit sehr rasch vorwärts.

Es mochte etwa fünf Uhr sein, die Sonne war eben aufgegangen, als der Herr Doktor stutzig wurde. Erstens kannte er die Gegend nicht, und zweitens waren die von mir angegebenen vier Leguas schon zurückgelegt. Auf sein Befragen sagte ich ihm jetzt erst die Wahrheit, ohne den Namen meines Herrn richtig anzugeben, und er mochte nun in seinem Karren toben wie er wollte, zurück konnte er nicht mehr, sonst hätte er ja für die schon zurückgelegte Hälfte des Weges keinen Cent erhalten. Solche Sachen waren ihm aber schon zu oft begegnet, er beruhigte sich bald und schief in seiner Ecke wieder ein.

Ohne Aufenthalt ging's an San Pedro vorbei, und um sieben

Uhr erreichten wir mit triefenden Pferden die Estancia, wo man uns sehnlichst erwartete, obschon ich den Arzt in aller kürzester Zeit gebracht hatte.

Nun wird wohl der Leser denken, der Herr Doktor sei ausgestiegen und habe sofort den Kranken untersucht. Weit gefehlt; erst mußte ein Hammel geschlachtet und ein Asado gebraten werden. Dann wurde gefrühstückt und nachher gemütlich eine Zigarre geraucht. Der Doktor erkundigte sich erst nach den Vermögensverhältnissen des Kranken, um zu wissen, wie unverschämt etwa seine Rechnung sein dürfe, und endlich um neun Uhr schickte er sich an, den Kranken zu untersuchen.

Raum war die Untersuchung beendet und eine heftige Lungenentzündung konstatiert, so rückte auch Alex mit seinem Arzt von Altamirano an. Die Herren besprachen miteinander den Fall, ohne den Kranken noch einmal anzusehen, dann verordneten sie einige Hausmittel, gingen noch etwa eine Stunde mit unsern Gewehren auf die Jagd und traten um vier Uhr den Rückweg an.

Da ich den Weg kannte, mußte ich wieder mit nach Las Flores, um die in der Konsultation gewählte Medizin zu holen. Gegen neun Uhr waren wir dort, um zehn Uhr hatte ich die Mittel und um zwei Uhr war ich wieder zurück. Daß ich mit Freuden von weitem die Bäume unserer Estancia begrüßte, wird man mir glauben, denn ich war nun viele Stunden im Sattel gewesen, gerade genug für einen „Cringo“, der ja doch in den Augen der Gauchos kein Reiter ist.

Mit Herrn G. ging's leider immer schlechter; er weigerte sich auch, die Medizin zu nehmen und konnte erst dazu gebracht werden, als er vernahm, wie lange ich zu deren Herbeischaffung geritten war. Der gute Mann, damals schon dem Tode nahe, dachte noch an mein böses Bein und machte mir ernstliche Vorwürfe.

Gott weiß, wie gerne wir uns alle für den gutherzigen, gerechten Patron zu Schanden geritten, wenn es nur etwas genützt hätte. Es sollte aber nicht sein. Gegen Abend verlor er die Besinnung, und in der Frühe entschlief er nach gräßlichem Todeskampf in den Armen von Alex, der bei ihm die Wache hatte.

Nun waren wir also verwaist. Ich darf diesen Ausdruck wohl brauchen, denn im Camp bilden die Bewohner einer Estancia eine Familie, wenigstens da, wo Schweizerfitten herrschen. Der Ernährer war uns gestorben, und ein jeder stand wieder allein da im fremden Lande.

Ich hatte mich hier so wohl und glücklich gefühlt, hatte etwas gelernt und Aussicht, mir ein nettes Stück Geld zu ersparen, und nun war wieder alles aus. Eine andere Stelle war ja bald zu haben, aber auf keinen Fall eine so angenehme, mit einem so besorgten und gütigen Herrn.

Die Leiche mußte am Todestage begraben werden; wir waren nun mitten im Sommer, und wenn auch im Camp keine Vorschriften über Begräbnisse existieren, so ist es doch ratsam, den Toten nicht länger als einen Tag zu behalten.

Die Nachricht von dem Todesfall hatte sich merkwürdig rasch verbreitet, und mittags waren schon etwa 40 Nachbarn mit Frauen und Kindern bei uns eingetroffen.

Die Leiche lag angezogen auf einem Bett, eingefast von einfachen grünen Baumzweigen. Da unsere Gäste zum großen Teil Katholiken waren, konnten wir es nicht verhindern, daß im Sterbezimmer eine große Menge Kerzen angezündet wurden, überhaupt die ganze Leichenfeier nichts von protestantischer Einfachheit an sich hatte.

Während die Frauen und Kinder die ganze Zeit bei der Leiche auf den Knien lagen und beteten, war die Küche angefüllt mit Männern, die nach dortiger Sitte in einem fort bewirtet werden mußten, und einer von uns hatte nur mit Schlachten, Kochen und Servieren genug zu tun.

Wir andern gruben unterdessen in der Mitte des Obstgartens das Grab, fabrizierten so gut als möglich einen Sarg und betteten bei Sonnenuntergang den teuren Toten in die kühle Erde.

Bis dahin hatten sich die Besucher ruhig und ernst verhalten; sobald aber das Grab zugedeckt war und eine der Frauen noch ein lateinisches Gebet gesprochen hatte, wurde die Gesellschaft lustig. Wäre der Tote ein Gaucho gewesen, so hätte man die Nacht durch getanzt. So aber respektierten sie doch unsere Sitten und begnügten sich mit Essen und Trinken; allerdings war die Gesellschaft dabei so ausgelassen und fidel, daß die Feier von einem Ueingeweihten eher für eine Hochzeit oder Taufe, als für eine Totenfeier gehalten worden wäre.

Mit den Landesitten bekannt, hatte die Haushälterin schon vormittags durch einen Boten in San Pedro ein Faß Wein und einige Strohflaschen Schnaps bestellt, denn so nüchtern auch sonst der Argentinier ist, so ausgelassen und unmäßig benimmt er sich bei solchen Anlässen, wo er überdies sicher ist, daß ihm von Schweizern oder Deutschen ein Rausch nicht so übel genommen wird wie von seinen eigenen Landsleuten.

Da bei der Geschichte ein Hammel nach dem andern geschlachtet und gehörig gegessen wird, mögen die Leute etwas vertragen, und in der Regel entfernen sich die sogenannten Leidtragenden erst, wenn kein Tropfen Geistiges mehr vorhanden ist. Daß dabei alles mögliche, was zur Estancia gehört, mitgenommen wird, ist ebenfalls Landessitte, und es ist gar nicht zum Verwundern, wenn einer ein ganzes Sattelzeug, einen Poncho &c. als Andenken mitlaufen läßt. Man schließt deshalb alles, was nicht

niet- und nagelfest ist, in Schränke, aber dennoch gleicht nach einem Totenmal eine Estancia eher einer Stätte, wo Indianer eine ganze Nacht gehaust haben.

Dienstag morgens war unser Herr gestorben, abends begruben wir ihn, und erst mit dem Frührot vom Donnerstag verließen uns die die letzten Gäste. In dieser Zeit wurden über 20 Hammel verspeist und, so wie ich es im Gedächtnis habe, ein halber Saum Wein und zirka 6—8 Strohflaschen (à zirka 8 Liter) Branntwein getrunken. Man hätte wohl weniger aufstellen und bedeutend früher Schluß machen können, dann wäre aber unser guter Herr für lange Zeit als Geizhals verschrien gewesen.

Der Arzt von Las Flores schickte auch sofort seine Rechnung. Für den einen Besuch, der ihn allerdings einen ganzen Tag in Anspruch genommen hatte, verlangte er rund 100 Nacionales oder 500 Franken, und um nicht in einen langwierigen Prozeß verwickelt zu werden, mußte die Summe bezahlt werden. Der andere Arzt von Altamirano war so anständig, mit der Zusendung seiner Rechnung noch ein wenig zu warten, wird aber nicht viel weniger verlangt haben.

Ans Sterben hatte Herr G. niemals gedacht, er wollte im Gegenteil in ein paar Monaten nach Europa, um dort die Früchte strenger Arbeit zu genießen, und war bei seinem letzten Aufenthalt in Buenos Aires mit einem Pächter für seine Estancia ins Reine gekommen. Wir telegraphierten sofort seinem Bruder in der Schweiz und nahmen unter Aufsicht eines Notars, der ebenfalls einige 15 Leguas weit hergeholt werden mußte, ein Inventar auf. Die Haushälterin übernahm die Leitung, und bis auf weiteren Befehl arbeiteten wir noch ruhig weiter. Wie lange — das wußte keiner.

Mitte Februar traf dieser Bruder, der selbst früher 15 Jahre in Argentinien gewesen war, auf Campo Zapallar ein und übernahm die Leitung der Geschäfte. Ein regelrechtes Testament war allerdings nicht vorhanden, doch hatte der Verstorbene etwas Ähnliches entworfen, und es gelang dem Herrn G., mit Hilfe seiner Bekanntschaften in höheren Beamtenkreisen, den größten Teil des Vermögens für arme Verwandte in der Schweiz zu retten.

Selbstverständlich konnten wir alle auf der Estancia bleiben, bis wir andere Arbeit gefunden hatten, und dies ermöglichte es mir, in Zapallar noch die Schaffsur, das größte Ereignis im Jahr, mitzumachen und so meine Kenntnisse in der Schafzucht zu vervollständigen.

Zu diesem Zwecke wurden so viele Leute als immer möglich angestellt. Die Scherer sind meistens Gauchos, die das ganze Jahr, ohne eigentlich zu arbeiten, auf den verschiedenen Estancias herumlungern. Beginnt aber im Februar die Schaffsur, so kommt Leben in die Leute.

Sie scharen sich zusammen, ernennen einen Capataz und lassen sich von den verschiedenen Estancieros engagieren.

Es ist fabelhaft, wie viel Schafe so ein Gaucho per Tag zu scheren imstande ist. Ich habe solche gesehen, die 80—100 Schafe von morgens 4 Uhr bis abends 6 Uhr sauber fertig machten, und wenn man weiß, daß per Stück 40 Centimes, für einen Bock das doppelte bezahlt wird, so kann man leicht ausrechnen, wieviel so ein Mann in 2—3 Monaten zusammenbringt. Mit diesem Geld lebt er nun bis zur nächsten Schur, d. h. er bestreitet daraus seine Kleider, ergänzt das Sattelzeug, kauft seine Tabakvorräte und hie und da auch einen Schluck Wein und Branntwein; Kost und Logis erhält er gratis auf den bekannten Estancias, denen er abwechselnd im Jahr unter irgend einem Vorwand seine Besuche abstattet.

Am Schluß der Schur gibt dann der Herdenbesitzer noch ein kleines Fest, bei dem es ziemlich toll hergeht. Die verschiedenen Bursche bestellen auf den Tag ihre Geliebten, die Nacht durch wird getanzt, getrunken, jubiliert, am Tag drauf ausgeschlafen, dann ziehen die Schafscherer nach einem andern Ort und beginnen dort wieder ihre gut bezahlte Arbeit.

Ende Februar reiste ich von Campo Zapallar ab, mit gesundem Bein nun doppelt bereit, den Kampf ums Dasein aufs neue aufzunehmen. Hier hatte ich doch die Schafzucht gelernt, eine Beschäftigung, mit der man in der Provinz Buenos Aires überall gut durchkommt, und da ich überdies vom Bruder meines verstorbenen Herrn eine Empfehlung an den Sohn des Vizepräsidenten der Argentinischen Republik in der Tasche trug, machte mir die Zukunft keinen großen Kummer. Nach einer langweiligen Eisenbahnfahrt erreichte ich nach fünfmonatlicher Abwesenheit Buenos Aires, wo zu meinem großen Vergnügen eben Prinz Karneval seinen Einzug hielt.

